

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 11 (1921)  
**Heft:** 41

**Artikel:** Ursprung und Entwicklung des Schweizerhauses  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645221>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Der Regen hatte aufgehört. Der Himmel war noch nicht völlig klar, aber sein Blau leuchtete mit einem neuen, tiefen Glanz und die vielen, weißen Wolken darin waren wie von köstlicher Seide. Die leise, klare Herbstsonne übergieß das viele sterbende Laub, das an den Bäumen hing und die Wege bedeckte, und die sich tapfer wehrenden Kapuzinerblüten mit einem reinen, zärtlichen goldenen Schimmer. Hier außen schien es auch Wilma, daß es mit der Kranken doch nicht zum Schlimmen kommen könne. Während sie Birne um Birne abnahm und ihr eine immer größer und schöner als die andere schien, freute sie sich erleichterten Herzens schon darauf, Großmutter und Tante den Reichtum zu zeigen.

Um zu den oberen Früchten zu gelangen, mußte sie eine kleine Doppelleiter anstellen. Eben hatte sie diese bestiegen, als aus dem Walde drüben ein Reiter brach. Die Straße war diesen Morgen wenig begangen. Das junge Mädchen schaute nach dem Fremden aus, wandte sich aber bald ihrer Arbeit wieder zu.

Der Reiter näherte sich, hielt am Garten seinen reich aufgeäumten Schimmel an und fragte: „Ich bin doch recht hier auf dem Wege nach Heimsbach?“

„Gewiß,“ antwortete Wilma. Sie hielt eine große, gelbe Birne in Händen.

Der Fremde erblickte diese und ihr junges Gesicht im Schmuck des reichen, dunklen Haars. „Welch schönes Obst!“ rühmte er und machte nicht Miene, weiter zu reiten.

Sie sah ohne Scheu auf ihn nieder. Wie das Riemenzeug seines Pferdes, so trug sein eigenes Äußere, das knappe, graue Beinleid, das schwarze Samtwams und die Mühe ein vornehmes Gepräge. Sein bleiches, nicht mehr ganz junges Gesicht, von dessen hohen Stirn dunkles Haar in weichen Strahlen zurücktrat, hatte mit seinen scharf und fein geschnittenen Zügen etwas Fremdartiges, Eindrucks-mächtiges. Wilma stieg eine Leitersprosse tiefer und fand es höflich, ihm die Birne anzubieten: „Wollen Sie kosten?“ fragte sie.

Er nahm, dankte und biß in die Frucht. „Köstlich,“ sagte er. Dabei drängte er sein Pferd dicht an den Gartensaun.

„Sie wohnen hier recht einsam,“ setzte er das Gespräch fort. Sein Blick glitt langsam über die zierlich-schlanken Glieder des Mädchens, und in seiner Stimme zitterte etwas von dem Wohlgefallen, das in seinem Herzen war.

„Wir lieben die Einsamkeit,“ erwiderte Wilma. Da er einen Blick nach den Stuben drüben gehen ließ, als ob er herausfinden wollte, wer noch unter dem „wir“ zu verstehen sei, fügte sie hinzu: „Obwohl wir nur drei Frauen sind.“



Mozartkult. (Nach einem Gemälde von Otto Hersche.)

„Frauen?“ lachte er. Etwas in seinen Augen machte sie erröten.

Er legte eine schlanke Hand, von der er den Handschuh gestreift, auf das Eisengitter. „Wenn jeder, der hier vorüberzieht, wüßte, wie viel Armut hier wohnt, würde es mit Ihrer Einsamkeit wohl bald vorbei sein.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ursprung und Entwicklung des Schweizerhauses.

Mit dem Aufblühen der Wanderlust um die letzte Jahrhundertwende erwachte eine Art Besinnung über all das, was der in seinem Sinnen und Trachten industriell-mechanistisch gerichtete Mensch des 19. Jahrhunderts in die freie Natur gestellt hatte. Aus dumpfen Gassen stumpfsinniger Mietskasernen kommend, bewunderte und schätzte der Städter urwüchsige Bauart, wie er sie in noch nicht verdorbenen Bauerndörfern und in den abgelegenen Alp-tälern vorfand. Er empfand blechernde Plakate, wie sie z. B. am Schifffahrtskanal bei Interlaken stehen, als häßlich. Er bedauerte es, wenn in einem Alpdorfe ein Hotelbau die bodenständige Harmonie der Wohnhäuschen, Ställe und Speicher, störte, wie z. B. in Zermatt oder in Rippel. Den Sinn für das Urwüchsige, aus der Entwicklung gerechtfertigte und aus geschmacklich besseren Zeiten Stammende unterstützten Bewegungen wie die des Heimatbuches, der Volks-

funde usw., sowie eine schöne Anzahl von Publikationen, die für das wärschafte Alte stritten und es in Gegenfaß stellten zu vielem Neuen, das pompös einen gefühlsarm gewordenen materiellen Reichtum repräsentierte.



Dachhütte, Oflia.

Es begann das Suchen und das Irren nach einem neuen Baustil. Unter dem Ausdruck „Schweizerhaus“ verstand man einen Bau, der dem Alphause, dem Chalet ähnlich ist. Und wir erlebten es (oder erleben es noch), daß ein Chalet in ein mittelländisches Dorf (Bolligen, Negerten usw.) oder gar in den tiefsten Jura (Beurnevésin z. B.) hineingestellt wurde mit der stolzen Begründung, das sei nun ein naturwüchsiges „Schweizerhaus“. Man braucht sich einen Chaletbau nur in eine Umgebung von typischen emmentalischen Bauernhäusern vorzustellen, um sofort der Unsinnigkeit bewußt zu werden. Oder gar inmitten der breiten Steinbauten und Rundbögen der jurassischen Bauart, welche eine Geschmacksverirrung!

Es gibt eben mehr als eine typische Schweizerische Bauart, eine jede ist der praktischen Lebensgewohnheit des betreffenden Volksstammes, der geologischen Bodenbeschaffenheit, der klimatischen Verhältnisse, der Geschichte, dem zunächstliegenden Baumaterial und der Arbeit seiner Bewohner angepaßt, und keine darf vor der anderen als zweckmäßiger oder schöner gelten, es kommt auf die Umgebung an, es kommt darauf an, daß ein Bau in uns das Gefühl weckt, als ob er „aus dem Boden gewachsen“ wäre.

Aus der Verschiedenheit der zahlreichen ursprünglichen Schweizerbauarten wird ihr Wesen und ihre Art oft heute noch mangelhaft und falsch verstanden. Die meist von Architekten geschriebene Fachliteratur, die an sich vortrefflich ist, wird vom Volk nicht beachtet, weil sie zu wenig gemeinverständlich und zu sehr spezialisiert ist. Wenn eine Veröffentlichung darin eine Ausnahme macht, so ist es (neben kleineren Aufsätzen im „Heimatschutz“) das Buch von Dr. ing. Hans Schwab: „Das Schweizerhaus“, (Verlag Sauerländer,arau), dem ich die meisten meiner Angaben entnehme.

Man schafft einen neuen nationalen Stil nicht dadurch, daß man einfach das Alte nachmacht, oder indem man etwas ganz Neues ausdenkt, gleichsam hervorzaubert und ohne Rücksicht auf bereits vorhandene Formenprache durchzusehen versucht. Stil ist eine Sache der Entwicklung und der Anpassung an gegebene Bedingungen, nicht der Ausdruck einer persönlichen Gewalt. Darum ist ein jedes Land seinen eigenen Stil und muß in der Weiterentwicklung desselben seine eigenen Wege gehen.

Unser Schweizerische Baustil führt uns bei näherer Untersuchung auf ganz bestimmte Grundformen zurück. Das zeigt unser Bauernhaus besser, als der städtische Bau, weil in den abgeschlossenen Tälern importierte Formen wenig Eingang fanden. Das Chalet ist so eine typische Form Schweizerischer Eigenart. Daneben gibt es aber noch eine Reihe von Bauarten, die als Schöpfungen der verschiedenen Volksstämme zu verstehen sind, welche in unserer Heimat zusammenstoßen, der Alemannen, Romanen, Franken und Kelten. Der Einwand, daß die Häuser der verschiedenen Stämme eingeführte, im Grunde ausländische Formen haben müssen, gilt nicht, weil die in der Schweiz eingebürgerten Stammesteile der aufgezählten Völkerschaften in ihre herkömmliche Bauart ganz bestimmte Schweizerische Merkmale hineinbrachten, die der Anpassung an die örtlichen Boden- und Lebensverhältnisse und Baumaterialien entsprechen. Auch sind einzelne Typen miteinander verschmolzen worden, so daß interessante Mischformen entstanden, die nur für die Schweiz charakteristisch sind.

Die Urformen unserer ländlichen Baukunst sind die Dachhütte und die Wandhütte.

Die Dachhütte ist das Haus der Ebene. Sie bestand einfach aus einem steilen Dach, mit Sparren gestützt und mit Stroh oder Schilf gedeckt (S. Abbildung S. 490.) Innen war alles ein Raum. Als einzige Öffnung wurde an einer Schmalseite eine Türe angebracht. Der Rauch entwich durch an den Firstenden ausgesparte dreieckige Ritzen, wie sie sich heute noch auf Häusern mit „Rauch-Chuckine“ (Fleischrücken) vorfinden. Von der Türe an führte eine Treppe abwärts in den Innenraum, der in die Erde eingehöhlt war und so die Wärme besser behielt.

Heute noch wohnen auf der Lüneburger Heide, in der römischen Campagne und in den Balkanländern die Hirten auf so primitive Art, während Hütten in der Schweiz nur noch als Unterkünfte für Torf (großes Moos) oder Feldwerkzeug und Viehscherren Verwendung finden.

Die Wandhütte ist eine Behausung mit vier Wänden und einem flachen Dache und in den Gebirgsgegenden heimisch. (S. Abbildung S. 491 oben.) Sie war schon zur Widingerzeit im Gebrauche, wie Funde aus dieser Zeit beweisen. Meist wurde sie aus runden oder vierkant geschnittenen Balken gezimmert, je nach ihrem Zwecke. Diente sie als Speicher, so war Rundholz das gegebene Material. Zwischen den Balken konnte die Luft durchziehen, was nötig ist, damit die Gase der Gährung abfließen können, die im gelagerten Heu und Getreide entstehen (Kohlensäure) und oft eine Hitze entwickeln, welche in modernen Bauernhäusern ohne „Gymmen“ oder „Chled“ (Zwischenräume zwischen Speicher- und Tennlatten) zu Heustockbränden führten. Auf die Giebelwände kamen Längshölzer, sog. Pfetten zu liegen, die vereint mit den Wänden das Dach zu tragen hatten.

Wenn die Wandhütte als Wohnung gedacht war, so wurden die rohen Stämme beschnitten und ineinander und aufeinander gepaßt, damit der Wind abgehalten werde. Unser heutiges Alpenhaus kommt der ursprünglichen Wandhütte sehr nahe. Als Sennhütte kommt sie noch einräumig vor. Die Ecken sind meist in halber Höhe überschnitten, damit die Balken eng aufeinander zu liegen kommen. Auch werden die Lagerflächen der Balken gegen die Mitte ausgeschürft und der entstandene Hohlraum mit Moos ausgefüllt. Das Gewicht der Balken und des Daches verschließt alsdann die Fugen fast luftdicht, und es entsteht eine Wohnung, die gegen die Witterung wohl Schutz bieten kann. Der Herd oder die Feuerstelle sind an eine Wand gerückt, auf den Seiten sind Bänke, im Hintergrund die Bettstellen angebracht (Gastern).

Den ersten Schritt zur Weiterentwicklung bildet das Einfügen einer Zwischenwand, welche die Küche und Arbeitsstelle von der Schlafstätte trennt. Kommt noch ein dritter, ein Wohnraum hinzu, so ist der Grundriß des ge-



genwärtigen Alpenhauses entstanden. An ihm hielt der Bauer seit Jahrhunderten fest, und erst ums Jahr 1830 fanden Abweichungen statt. Durch die Herstellung weiterer Schlafräume, durch den Bau von Doppelhäusern unter einem Dach entstand dann im Kanton Bern und im Urserntal eine Breitlagerung des Hauses mit breiten Giebelformen. Häufig wurden die Stallungen und Heuspeicher mit dem Wohnhause verbunden, auch das trug zur Breitenausdehnung bei.

Eine besondere Geschichte hat der Rauchabzug. An Stelle der Riken in den Wandhüttdächern entstanden die Schornsteine, die dem doppelten Zwecke der Rauchabfuhr und der Lichtzufuhr dienen. Das Beispiel gab das sog. Burgunderhaus, wo aus Brettern gezimmerte, mächtige trichterförmige Schächte ins Haus hinunter führen und oben mit einer verstellbaren Klappe geschützt werden. Je nach der Richtung des Windes lehnt die Klappe auf einer Seite des Kaminrandes auf und steht auf der gegenüberliegenden Seite auf Stützen auf. (Abbildung S. 491 unten.) Dieser Schacht wurde zum Vorbild der kleineren Rauchfänge, wie man sie in neueren Bauernhäusern vorfindet und die nur noch in ihrem eigentlichen Zwecke dienen. In Häusern, wo der moderne Feuerherd eingeführt wurde und Rauch und Wärme durch den Ofentritt geführt werden und durch's Kamin ins Freie gelangen, ist auch dieser letzte Rest des einstigen Rauchfangs verschwunden.

Nach und nach vergrößerte sich das Ausmaß der Alpenwohnungen auch durch den Aufbau von einem oder mehreren Stockwerken. Das Fehlen von Etagen-Balkenlagern beweist, daß die obere Stockwerke erst nachträglich aufgesetzt wurden. Die Trennung der Stockwerke besteht aus Bohlen, die durch Decken-Unterzüge entlastet sind. (Fortf. folgt.)

## Der rote Schwarz.

(Aus „Der Gottes-Kranke“ von A. Fankhauser. Delphin-Verlag, München.)  
Siehe Buchbesprechung in Nummer 39.

Hauptmann Freudiger lehnt zurück in seine Hütte. Er tastet nach der hölzernen Bank, legt sich in der Finsternis nieder und dämmert im Zustand schwerer Müdigkeit und schwankenden Willens in Plänen über die Nacht dahin. „Wachen, den roten Schwarz behüten und alsdann zwischen drei und vier mit dem kleinen Beutler Posten stehn.“

Er bleibt mit seinen Plänen liegen, schlummert unvermerkt ein und erwacht erst am hohen Morgen, als ein



Walliser Dörfchen. Wandhütten.

Mensch mit lauten Worten flucht: „Soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht im Loch stecke!“

Freudiger bewegt sich. „Dommer und Doria“, flucht die Stimme. „Ist noch einer da?“ Freudiger macht Nicht. „Guten Tag, Schwarz!“

„Maah...!“ macht Schwarz finster und schweigt. „Wir haben Sie gestern hier einquartiert. Sie kamen krank an. Wollen Sie ins Krankenzimmer gehen oder tun Sie lieber gleich Dienst?“

„Dienst,“ gröllt der Finstere.

„Dann also melden Sie sich zum Essen.“

„Befehl!“ Er tritt mit brütender Stirn ab. Das Brüten ist unheimlich. Der Hauptmann sinnt über das schreckliche Gesicht nach. „Auf dieser Stirn nistet Mord! Oder rast Wahnsinn und fordert Blut?“ Freudiger bebzt.

Man rückt aus. Man marschiert nach Tre Pinci. Auf dem Dorfplatz von Tre Pinci drillen die Gruppen in eintönigem Einerlei. Die Bergbauern haben sich verkrochen. Selbst nicht ein armseliger Mauleseltreiber schuftet mit seinem Schindfarren.

Freudiger macht einen Gang vor das Dorf. Er starrt in den Schluchtbach von Tre Pinci. „Vor alten Zeiten“, denkt er, „badete das Volk im heiligen Bach von Santa Croce, um bittere Gedanken loszuwerden... Vor alten Zeiten. Wer diesen Schwarz in den Strudel wirft, möchte ihn befreien... Fabel!“ Er kehrt mißgestimmt um und beschaut sich den Drill.

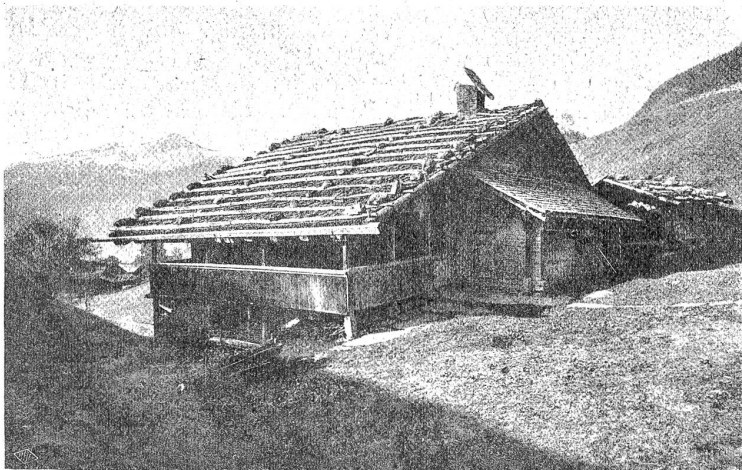
Die Gruppe des roten Schwarz fällt ihm auf. Der brütende Schädel gleicht einem brennenden Holz im dünnen Gras. Sieh, was der Kerl beginnt? Er läßt in der Achtungsstellung das Gewehr fallen.

Der Korporal brüllt ihn an: „Das Gewehr aufnehmen!“ Schwarz packt die Waffe und schmettert sie wuchtig bei Fuß. „Sorge tragen zum Gewehr“, brüllt der Korporal. „Befehl, Sorg ha zum Gewerr.“ Er läßt die Waffe von neuem fallen. „Gewerr aufnehmen.“

Schwarz versichert: „Ich kann in Gottes Namen in der Achtungsstellung nicht ans Gewehr denken.“ Der Korporal brüllt: „Stellung annehmen!“

Schwarz dreht den Kopf nach rechts. „Warum drehen Sie den Kopf?“

„Herrgott, der Mensch versteht nichts als Brüllen“, denkt der Hauptmann und greift ein. „Füßli-lier Schwarz, kommen Sie daher!“



Alpenhaus mit Klappdeckel-Kamin.